

Herdenbrief zum Gemeindegespräch am 27. Oktober 2019

Es ist seltsam: Wenn man – zumal als älterer Mensch – über Zukunft nachdenkt, dann richten sich die Gedanken zunächst einmal in die entgegengesetzte Richtung. Aber ich denke, das hat durchaus etwas für sich, denn Gegenwärtiges und Zukünftiges haben ja ihre Wurzeln immer im Vergangenen. Wenn ich in Bezug auf unsere Gemeinde hier in Großauheim zurückblicke, dann erinnere ich mich als erstes an eine volle, manchmal übervolle Paulskirche. Wenn der Gottesdienst zu Ende war, bildete sich in den Gängen ein regelrechter Stau. Als Kind wurde meine durch den langen Gottesdienst schon arg strapazierte Geduld hier nochmals auf eine harte Probe gestellt, bis man endlich wieder an der frischen Luft war. Im Rückblick habe ich das deutliche Gefühl, dass ich nicht der einzige Ungeduldige war. Auch die Erwachsenen waren ungeduldig und wollten endlich raus. Auch wenn sie es niemals zugegeben hätten, so waren nicht wenige in Gedanken schon längst beim Sonntagsbraten. Äußerlich gesehen war die volle Kirche Zeichen der Stärke. Aber war das, worum es im Gottesdienst ging, auch wirklich verinnerlicht? Oder geschah vieles doch nur aus Zwang und aus Sozialdruck oder schlimmstenfalls aus einer eingepflichten Höllenangst? Ich meine, wenn der Glaube wirklich im Herzen verankert gewesen wäre, dann hätte es diesen Einbruch, den wir dann in den

Jahrzehnten nach den 60er Jahren erleben, nicht gegeben. Wenn ich heute die auch sonntags leere Paulskirche (aber nicht nur die Paulskirche) sehe, dann provoziert das natürlich die Frage: Hat diese Kirche noch eine Zukunft? Und wie sieht es um die Zukunft des christlichen Glaubens überhaupt aus?

Beinahe vermessen klingt in diesem Zusammenhang eine Aussage des berühmten Religionsphilosophen Romano Guardini, der schon in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die These aufstellte: „Die Kirche erwacht in ihren Seelen.“ Ist nicht genau das Umgekehrte der Fall? Stirbt sie nicht in ihren Seelen?

Krisen bieten immer auch die Chance auf einen Neubeginn, zur Besinnung auf das Wesentliche. Angefangen von unserem Pfarrgemeinderat über den bevorstehenden synodalen Weg bis zur Weltkirche ganz allgemein gibt es derzeit eine intensive und vor allem auch breite Diskussion um Gemeinde und Kirche. Darin äußert sich eben, dass Zukunft der Kirche, mehr noch natürlich die Zukunft des Glaubens, eine Herzensangelegenheit für viele sind. Nur für das, was einem am Herzen liegt, wird man sich wirklich einsetzen und wird auch Streit und Konflikte nicht scheuen. Hier brennt eben doch etwas in den Seelen und eben nicht nur bei den Klerikern

sondern auch beim kirchlichen Fußvolk, das aber mit Recht aus der Rolle der zweitrangigen Christen herauskommen will. Die Kirche erwacht eben doch in ihren Seelen. Und ich habe den Eindruck, dass die innerkirchliche Diskussion – trotz mancher Rückschläge – in letzter Zeit viel offener, freier und mutiger geworden ist. Menschen wollen sich nicht mehr einfach vorschreiben lassen, was sie zu glauben haben; sie wollen vielmehr diesen Glauben von innen heraus verstehen. Das ist mühsam und unbequem und, zugegeben, viele wollen sich auf ein solches Ringen nicht einlassen. Aber dieser anstrengende Prozess ist der einzige Weg, dem Glauben Zukunft zu eröffnen.

Wie kann dieser Prozess gefördert werden? Bei uns, wie auch anderswo, stehen große strukturelle Veränderungen an. Manche erhoffen sich davon einen entscheidenden Durchbruch. Andere sehen darin den Anfang vom Ende. Meiner Meinung nach wird die Strukturreform, konkret bei uns die Schaffung von einer Art „Superpfarrei“ die Kirche weder hier noch anderswo zerstören. Genauso wenig vermag aber eine bloß strukturelle Reform allein die Kirche zu retten. Gewiss zeigt die gegenwärtige Diskussion, dass sich Struktur- und Glaubensfragen nicht restlos voneinander trennen lassen. Von entscheidender Bedeutung ist aber die

Rückbesinnung auf das elementar Christliche. Eigentlich ist der christliche Glaube doch etwas ganz einfaches. Menschen sind begeistert von der Botschaft Jesu Christi und dadurch auch untereinander verbunden; sie treffen sich zum Gebet, zum Gottesdienst, vor allem zur Feier des Herrenmahls; sie sprechen untereinander über ihren Glauben und die Erfahrungen, die sie damit im Leben machen. Sie wenden sich nicht zuletzt nach außen, hin zu den Sorgen und Nöten ihrer Mitmenschen und zur Gesellschaft allgemein. Natürlich laden sie auch zum Glauben ein.

Vor gut 100 Jahren beschäftigte sich der evangelische Kirchenhistoriker Adolf von Harnack mit der Frage, wie eine Abspaltung von einer unbedeutenden Religionsgruppe in der entlegensten Provinz des römischen Reiches in vergleichsweise kurzer Zeit zu einer Weltreligion werden konnte. Harnack konnte das Ergebnis seiner Forschungen in einem einzigen Satz zusammenfassen: „Das Christentum wirkte – durch sein bloßes Dasein.“ Die Christen boten eine neue Rückbindung an einen mächtigen und doch liebenden, barmherzigen Gott, sie gaben dem Leben neuen Sinn und sie hatten die Vision von einer neuen, vollends erlösten Welt. Sie hatten eben mehr zu bieten als „Brot und Spiele“, mit denen man damals versuchte, die Menschen halbwegs zufrieden zu stellen. Ich glaube, die Parallelen zu unserer modernen Zeit liegen auf der Hand.

Die Zeit des Umbruchs, die wir gegenwärtig erleben, wird das Ende der alten Volkskirche mit sich bringen. Das ist schmerzhaft und bedeutet das Loslassen von Altvertrautem. Aber dieser Umbruch bringt eben die Chance, in eine neue Rolle zu kommen, die vor allem auch an das biblische Gleichnis vom Sauerteig anknüpft. Kleinen christlichen Gemeinschaften kann es durchaus gelingen, die Welt von innen heraus zu „durchsäuern“. Diese Gemeinschaften beruhen auf persönlicher Bekanntschaft, auf Vertrauen zueinander und bieten damit Heimat, Verwurzelung, Geborgenheit. Aber sie sind weit davon entfernt, sich von der Welt abzukapseln oder ihr womöglich ablehnend gegenüberzustehen. Gerade wer sich in einer Gruppe gut aufgehoben weiß, der kann auch nach außen gehen und hier wirken. Christentum ist keine Stammesreligion und es soll auch nichts von gut deutscher Vereinsmeierei an sich haben. Wer Rückhalt hat, der kann sich nach außen öffnen und nicht zuletzt auch anderen Menschen Zeugnis von seinem Glauben geben. Dabei gilt es eins zu beachten: als Jesus seinen Jüngern sagte, sie sollten statt Fischern nun „Menschenfischer“ sein, da ließen diese ihre Netze und ihre Boote zurück. Aber: Haben wir uns in der Vergangenheit nicht meist so verhalten, als wollten wir unsere Netze auswerfen, um Menschen zu fangen? Und um sie dann ins Boot zu ziehen, ob sie wollten oder nicht. Die Einladung zum Glauben muss in unserer Zeit wirklich ohne Netze

auskommen, und es darf auch nicht darum gehen, jemanden gleich ins Boot zu ziehen. Gefragt ist das gewissermaßen absichtslose, ergebnisoffene Gespräch auf Augenhöhe. Wichtig ist, zunächst einmal zuzuhören und gegebenenfalls auch etwas dazu zu lernen.

Wir haben bewegte Zeiten, und sicher wünscht sich der eine oder andere ruhigere Verhältnisse. Das ist sicher sehr menschlich, verständlich und nachvollziehbar. Doch kürzlich stieß ich auf ein Sprichwort aus der Bretagne, das mich sehr zum Nachdenken anregte. Es lautet: Ein ruhiges Meer macht keinen guten Seemann. Lässt sich das übertragen? Etwa in der Weise: Ein ruhiges Meer (oder eine allzu ruhige Zeit) formt keinen guten Christen. Sehen wir die Dinge doch mal aus dieser Perspektive!

Wir können dieser Unruhe, all den Turbulenzen, ja auch den Meinungsverschiedenheiten und Kontroversen also etwas durchaus Positives abgewinnen. Nur muss das alles auf den Tisch kommen. Deshalb möchte ich Sie abschließend ganz herzlich, aber auch ganz dringend einladen zu unserer Gemeindeversammlung. Die wird stattfinden am kommenden Sonntag um 11.30 Uhr – im Anschluss an den Gottesdienst also – im Pfarrheim St. Jakobus. Bitte kommen Sie, zeigen Sie, dass die Zukunft unserer Gemeinde, die Zukunft von Glaube und Kirche, Ihr ganz persönliches Herzensanliegen ist. *Norbert Klingler*